

BEICHTE & BESTECHUNG

KLOSTER-KRIMIS



HERAUSGEBERIN THEA LEHMANN

myshowverlag

**BEICHTE
&
BESTECHUNG**
KLOSTER-KRIMIS

HERAUSGEBERIN THEA LEHMANN

Zwei freundliche Hinweise

Haftungsausschluss: Sämtliche Personen, ihre Lebensumstände und Gegebenheiten sind frei erfunden. Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder toten Menschen wäre rein zufällig. Es handelt sich um rein fiktive Geschichten.

Inhalte müssen nicht unbedingt der Meinung des myshow Verlages entsprechen.

Inhalt

Statt eines Vorworts

Claudia Westhagen

Prolog

Claudia Westhagen

Das Blut von Sizilien

Edith Anna Polkehn

Mater Dolorosa

Anja Mäderer

Üb immer Treu und Redlichkeit

Ingeborg Struckmeyer

Gesegnete Mahlzeit

Su Ressel

Blutige Fährten

Bhavya Heubisch

Absichtslos

Christine Ziegler

Wer Wind sät ...

Thea Lehmann

Der Brief

Jessica Kremser

Und wandeln doch in Finsternis

April Baxter

Fegefeuer

Heidi Troi

Das letzte Abendmahl

Su Ressel

Auge um Auge

Nina Brown

Allesamt Sünder

Stefanie Gregg

Verlorenes Paradies

Corinna Rössling

Der Balken in deinem Auge

Stefanie Gregg

Aufbruch ins gelobte Land

Corinna Rössling

Kavalier der mordenden Schule

Hannelore Koch

... wird Sturm ernten

Thea Lehmann

Epilog

Thea Lehmann

Danke

Thea Lehmann

Viten

Empfehlungen

Statt eines Vorworts

Claudia Westhagen

Stellen Sie sich vor, Sie fahren mit dem Auto auf der Autobahn von München Richtung Salzburg. Sie fluchen als Sie sehen, dass das Reservesymbol auf dem Display Ihres SUVs aufflackert. Nach weiteren zwanzig Kilometern, ohne die Möglichkeit zu tanken, setzen Sie den Blinker rechts, fahren von der Schnellstraße ab. In der Hoffnung eine Tankstelle zu finden. Da ist aber keine. Der Sprit ist fast alle. Sie schaffen es gerade noch vor ein Kloster zu rollen. Malerisch liegt es auf einem kleinen sanften Hügel, daneben die Kirche der Gemeinde. Das Ganze umgeben von einem überschaubaren bayerischen Dorf, so idyllisch, dass es Ihnen den Atem zuschnürt. Kein Mensch weit und breit. Die Sommerluft staubtrocken. Sie haben Hunger und Durst und müssen ganz dringend mal wohin. »Hoffentlich erhalten Sie Hilfe im Kloster?«, schießt es Ihnen durch den Kopf. In dem Moment, als Sie den Klostergarten betreten, fröstelt es Sie. Die Kälte steigt tief aus Ihrem Inneren hervor. »Oder kommt das Eisklirren von außen? Mitten im Sommer?«, fragen Sie sich ungläubig. Sie betreten die heiligen Klostermauern, folgen dem Rundgang.

»Hallo, ist da jemand? Entschuldigung, wenn ich Ihre Stille störe. Aber ich benötige bitte Ihre Unterstützung.« Eine Frage wie hingeworfen in den Rundgang des Klosters. Scheinbar ungehört. Kein Widerhall. Das kann an dem vielen Unkraut und Gestrüpp liegen, dass sich durch den Steinboden gefressen hat. Ein hohes Tor aus schweren Holzbohlen, in dem sich schon die Holzwürmer ihren Weg gebahnt haben, behindert Ihr Eintreten in das Klostergemäuer. Er betätigt den schweren Türklopfer. »Bumm, Bumm«, schallt es zurück.

Und dann öffnet sich die Pforte. Eine Nonne steht vor Ihnen. Taxiert Sie von oben bis unten. Sodass Sie, gerade noch vorgehabt zu sprechen, nun schweigen. Keinen Ton von sich geben.

»Ja?«, hören Sie eine dunkle Stimme, unerwartet wohlklingend.

»Ich bräuchte bitte Ihre Hilfe«, antworten Sie zaudernd.

»So kommen Sie herein.«

Sie treten ein. Weil Sie Architekt sind, erkennen Sie, dass die hohen Fenster in Grisaille-Technik hergestellt wurden. Blitzende Sonnenstrahlen, die durch das Glas, das in tristem Schwarz und Weiß bemalt ist, leuchten, tanzen mit dem Staub, der auf den marmornen Bodenfliesen wirbelt. Einen Augenblick zögern Sie. Ihr Instinkt sagt: »Lauf davon.« Ihr Verstand sagt: »So ein Blödsinn.«

Sie hören ein Geräusch und fahren erschrocken herum. Ein Mann tritt hinter Ihnen ein.

»Scusi, Äbtissin. Ich musse habe Dünger für meine Rosen. Subito!« Er taxiert Sie mit dem gleichen Blick wie vorhin die Nonne.

Das Ganze erinnert Sie an die »Rocky Horror Picture Show«. Nur, irgendwie more spookey.

Tja, hätten Sie mal auf Ihren Instinkt gehört. Dann würden Sie morgen vielleicht noch leben.

Prolog

Claudia Westhagen

Die Sonne fiel in schimmernden Strahlen durch das dichte Blätterdach, als die Schulklasse aus München den staubigen Pfad hinab zur Lourdesgrotte folgte. Der Gesang der Vögel vermischte sich mit dem murmelnden Klang des nahen Flusses »Gave de Pau«. Ein Hauch von Weihrauch lag in der Luft. Sie stand abseits, ihre Hände verschränkt, während die anderen Schüler lachend und tuschelnd das Heiligtum umrundeten. Und da sah sie ihn. Nicht mit den Augen, sondern mit dem Herzen.

Sie war sechzehn Jahre alt, als sie sich verliebte. Unwiderruflich. Ohne Wenn und Aber. Ihre Gefühle trafen sie mit einer solchen Wucht, dass sie zusammenzuckte. Zugleich wusste sie, dass sie diesem Ruf folgen würde, egal, welche Hindernisse sich ihr in den Weg stellten. Es war kein Junge aus ihrer achten Klasse oder ein Schwarm aus der Nachbarschaft, der ab sofort ihre Gedanken einnahm. Es war etwas Größeres, Erhabeneres. Ihre Familie, ihre Freundinnen wollten sie davon abhalten, ihm zu folgen. Doch ihr Herz hatte bereits entschieden.

Zunächst trat sie als Postulantin ein, neugierig und unsicher, bereit, die Regeln des Ordens kennenzulernen. Doch das Leben hinter den Klostermauern forderte mehr als Hingabe. Es verlangte Demut und Gehorsam. Tugenden, die ihr nicht leichtfielen. Zweimal wechselte sie das Kloster, scheiterte an den strengen Vorgaben und den stillen, unerschütterlichen Blicken der Oberinnen. Nichts hielt sie davon ab, weiterzugehen. Ihre Liebe zu ihm war zu stark, zu tief verwurzelt.

Das Noviziat wurde zur Feuerprobe. Als sie schließlich das Ordensgewand erhielt, überfiel sie ein Stolz, den sie nicht auszusprechen wagte. Solche Gefühle, hatte man ihr eingebläut, mussten ignoriert werden, um der Eitelkeit zu entsagen. Aber ihm, ihrem Geliebten, erzählte sie alles. In langen Gebeten, in leisen Worten, die sie zum Himmel schickte. Und sie bildete sich ein, sein Lächeln in den Strahlen der Abendsonne zu erblicken.

Mit dem Profess, der Verpflichtung das Leben als Nonne zu führen – allerdings noch auf Zeit –, verband sie ihr Leben immer enger mit seinem. Die Gelübde wurden ihr Anker, ihre Zuflucht. Doch der wahre Höhepunkt

folgte erst mit der Hochzeit – dem feierlichen Prozess. In dieser Zeremonie trug sie das weiße Gewand einer Braut. Eine Braut des Herrn. Sie schwor ihm ewige Treue, in Armut, Keuschheit und Gehorsam. In diesem Moment, als sie die Worte sprach, dass sie ihm gehörte, ganz und gar, stimmte die Schwesterngemeinschaft das »Ave Maria« von Franz Schubert an. Eine unfassbare Ruhe überkam sie.

Endlich war sie sein. Und sie wusste, dass ihre Liebe nicht von dieser Welt war. Sie war für die Ewigkeit.

Heute dachte sie wehmütig daran zurück, wie naiv sie vor fünfundzwanzig Jahren gewesen war. Sie saß auf ihrem unbequemen Holzstuhl, davor stapelten sich auf ihrem dunklen Schreibtisch ein Haufen Briefe. Lauter Rechnungen.

Die Magensäure kroch ihre Speiseröhre hoch. Immer wieder hatte sie ihn angefleht zu helfen. Oder wenigsten zu antworten, nur ein Feedback, ein Hinweis, ein Statement, was sie tun sollte. Natürlich würde sie nur in seinem Sinne handeln. Aber alle stillen Fragen, alle Rufe, alles Flehen blieben ungehört. »Warum antwortest du mir nicht mehr? Was mache ich falsch?«

Sie schluckte, als sie daran dachte, wie man sie behandelt hatte, als sie um Hilfe bat. Müde belächelt von denen, die in der Welt das Sagen hatten. Den Männern, die die Macht teilten. Als ob ihr an Macht gelegen wäre. »Sei geduldig, meine Liebe. Die Dinge werden sich schon weisen«, bekam sie als Antwort. Das nützte ihr nichts. Sie benötigte dringend Nahrung für ihre Schützlinge, die Nonnen! Wie sollte sie unter diesen Umständen ein Kloster leiten?

Gedemütigt schleuderte sie den Brief, den sie gerade erhalten hatte, auf den Tisch. »Geliebte Schwester, wir verstehen dein Ansinnen, das Kloster zu retten. Da wir uns schon so lange kennen, will ich ehrlich zu dir sein. Bedenke bitte, die Einnahmen durch die Kirchensteuer sind stark rückläufig. Das ist für uns alle eine harte Prüfung. Bitte verstehe, dass wir uns zuerst um die Ordinate der männlich bewohnten Klöster kümmern müssen. Sie besitzen mehr Kompetenzen als die Schwestern. Bitte mache mir eine Aufstellung darüber, wie viele Nonnen unter dem Dach des ehrwürdigen Klosters wohnen, wie alt sie sind und was ihre Stärken in der täglichen

Arbeit sind. Ich werde keinen deiner Schützlinge im Stich lassen und jeder Schwester ein gebührendes neues Zuhause in einem anderen Kloster zuteilen.«

Sie schnaubte. »Das würde ihm so passen. Alle auseinanderzureißen.« Und was geschah mit ihr? Was war das für ein blödes Wort in diesem Zusammenhang: »Kompetenzen«? Wie oft hatte sie schon mit ihrem Bischof darüber gesprochen, dass sie sehr gerne eine Messe halten würde, und dass sie schweigen würde wie ein Grab, wenn sie die Erlaubnis dazu erteilt bekommen würde, die Beichte bei anderen abzulegen.

»Liebe Schwester, es ist allgemein bekannt und gewissermaßen wissenschaftlich erwiesen, dass Frauen zu viel ausplaudern. Das liegt in deren Natur.«

Die dumpfe Glocke der Kirchturmuhre schlug unbarmherzig zwölf Mal und riss sie aus ihren Gedanken.

Als sie den Brief erneut las, trieb es ihr die Tränen in die Augen. Nicht aus Trauer, sondern aus Wut. Es war die gleiche Wut, die in den letzten Jahren ständig in ihr wuchs – eine Mischung aus Frustration und Ohnmacht. Wie oft hatte sie ihren Glauben hinterfragt. Nicht seine Liebe zu ihm, sondern den Glauben an die Menschen, die vorgaben, in seinem Namen zu handeln? Sie ballte die Hände zu Fäusten, atmete tief durch und stellte sich an das zugige Fenster. Draußen erklang das Lachen der Nonnen, die sich um die Gemüsebeete scharten. Ihr Herz zog sich zusammen, als sie auf die rechte Seite des Gartens blickte. Hier prangte früher ein wunderschöner Rosengarten. Nun war alles verwildert und überwuchert. Für einen Moment schien die Zeit stillzustehen. Sie wusste, dass sie für diese Frauen stark sein musste. Sie hatten sich diesem Leben zugewandt, in der Hoffnung auf Frieden, auf einen tieferen Sinn. Doch wie konnte sie ihnen diesen Weg zeigen, wenn sie selbst an seiner Gerechtigkeit zweifelte?

Ein Klopfen an der Tür riss sie aus ihren Gedanken. Eine Schwester trat ein. »Mutter Oberin, die Köchin fragt an, was sie machen soll. Die Hühnchen reichen nur für die wenigen Gäste, die Exerzitien bei uns machen. Sie wollte sie saftig braten und Kartoffeln dazu reichen.«

»Dann soll sie das Fleisch klein schneiden und einen Reiseintopf für alle kochen«, sagte sie, ihre Stimme fester, als sie sich fühlte. »Wir müssen

improvisieren, wie immer.«

Sie zögerte, bevor sie sprach: »Mutter Oberin, dürfen wir wirklich darum bitten, dass ... wir auch Unterstützung bekommen? Es wäre nur gerecht.«

Die Äbtissin Fabiola schloss kurz die Augen und unterdrückte ein bitteres Lächeln. Gerecht. Ein Wort, das in ihren Ohren hohl klang. »Die Gerechtigkeit ist nicht von dieser Welt, meine Liebe«, sagte sie leise. Sie richtete ihren Rücken gerade. »Aber wir werden unser Bestes tun.«

Die Tür schloss sich wieder, und sie blieb allein zurück. Ihre Überlegungen wanderten erneut zu den Worten des Briefes. Kompetenzen. Dieses eine Wort hallte unbarmherzig in ihrem Kopf wider. War es nicht sie gewesen, die über Jahre hinweg mit wenig finanziellen Mitteln das Kloster geführt hatte?

Mit einem tiefen Atemzug stand sie auf. Die stickige Luft des Zimmers drückte schwer auf ihre Brust, und die dunklen Gedanken, die unaufhörlich in ihrem Kopf kreisten, ließen sich nicht vertreiben. Sie musste hier raus, bevor sie an ihrem eigenen Grübeln erstickte.

Die Oberin beschloss, zum Kruzifix auf dem Hügel zu gehen und dort zu beten. Der Pfad führte sie in die frühlingshafte Landschaft. Wiesen, übersät mit gelben Löwenzahnblüten und zarten Gänseblümchen, erstreckten sich zu beiden Seiten. Die Luft war erfüllt vom Summen der Bienen und dem milden Duft von frisch geschnittenem Gras. Doch die Schönheit des Tages drang kaum zu ihr durch.

Oben angekommen, ließ sie sich vor dem Kruzifix nieder. Das Holz des Kreuzes war alt und verwittert, doch es wirkte beruhigend auf sie. Fabiola faltete die Hände, schloss die Augen und versuchte, ihre Unruhe in einem Gebet in Worte zu fassen.

Nach einer Weile machte sie sich auf den Rückweg. Eine Schwüle lastete auf ihren Schultern, die nicht allein der Mittagshitze geschuldet war. Der bayrisch-blaue Himmel strahlte, nur von ein paar weißen luftigen Wolkengebilden durchbrochen, doch in ihr brodelte Unruhe.

Arbeit wartete auf sie, unzählige Pflichten. Trotzdem ging sie an das Ufer des kleinen Dorfweihers, an dem sie vorbeikam. Der Schweiß rann ihr über das Gesicht und den Rücken. Die fest geschnürte Haube durfte sie nicht ablegen, die schweren Schuhe nicht ausziehen, um ihre Füße zu kühlen.

Aber die Finger, die Hände, die durfte sie mit Wasser benetzen. Sie beugte sich hinunter, ihre Fingerspitzen zitterten, als sie die Wasseroberfläche berührte. Ihr Spiegelbild erschien im klaren Nass. Die Worte des Verbotes durchzuckten sie: Eitelkeit verboten.

Erschrocken stob sie auf, trat hastig einen Schritt zurück. Der dicke Schlüsselbund in ihrer Seitentasche rutschte heraus und fiel ins Gras. Als sie sich bückte, um ihn aufzuheben, fiel ihr Blick auf einen rostigen, großen Schlüssel. Er wirkte älter als die Zeit selbst, und plötzlich erinnerte sie sich vage, wofür er gedacht war: Eine Tür, die sie noch nie geöffnet hatte.

Fabiola eilte zum Kloster zurück, hinter das Gemäuer, das ihr einst Sicherheit bot. Heute fühlten sich diese Mauern enger an als je zuvor. Den Rest des Tages absolvierte sie mit mechanischer Präzision: die Messe, das Abendessen, das Nachtgebet. Immer wieder tasteten ihre Finger den Schlüssel in ihrer Tasche ab. Als die Schwestern sich endlich zur Ruhe begaben, spürte sie ein flüchtiges Gefühl von Erleichterung – und Angst.

Mit bebenden Händen nahm sie die Taschenlampe aus ihrer Kommode und schlich hinab in den Keller. Vorbei an dem nicht mehr gefüllten Weinkeller und dem leer gefegten Lebensmittelraum. Immer tiefer hinunter. Sie ließ den schweren Schlüsselbund durch die Finger gleiten, bis sie vor einem großen eisernen Tor stand. Sie steckte die Taschenlampe zwischen die Zähne, öffnete das Schloss und löste die schwere grobgliedrige Kette. Als sie die Taschenlampe aus dem Mund nahm und die Tür öffnete, traf sie der modrige Geruch wie ein Schlag. Zögernd trat sie in den finsternen Tunnel.

Dunkelheit umhüllte sie, und ihre Schritte hallten dumpf. Als sie um die Ecke bog, erstarrte sie. Reihen von Totenköpfen stapelten sich vor ihr auf, Regalboden auf Regalboden. Hier waren die »Bösen« aufeinandergeschichtet oder deren Gliedmaßen achtlos in die Ecken geworfen worden. Sie war angekommen im Finsternen, angekommen in den Katakomben. Der Atem stockte ihr. Dies war kein heiliger Ort der Ruhe, sondern ein Monument des Unheils. Ein kalter Windhauch streifte ihre Wange. Sie schüttelte sich, unfähig, sich zu entscheiden, ob der Atem des Todes eine Erscheinung oder Einbildung war. Hatte sie die Totenruhe geweckt? Die Äbtissin straffte die Schultern und schalt sich eine dumme Gans.

Eine Spinne huschte aus dem Augenloch eines Totenkopfs. Fabiola schreckte zurück und stieß sich die Ferse an einer schweren beschrifteten Steinplatte an, die durchgebrochen auf der Erde lag. Mit spitzen Fingern wischte sie den Staub von der Inschrift: »Gottes Wege sind häufig nicht erkennbar. Ihnen zu folgen schwer. Verliere den Glauben nicht, dann wird es sich weisen.«

»Dafür hätte ich nicht hier runtergehen müssen«, murmelte sie mit einem Hauch Sarkasmus. Neben der Platte lag ein Pfeil, der tiefer in die Dunkelheit wies. Fabiola zögerte, dann folgte sie ihm. Der Tunnel mündete in einem kleinen Raum. Zwischen verstreuten Knochen und Steintafeln hing eine bedrückende Stille in der Luft. Auf einer der Tafel leuchtete eine weitere Inschrift, die sie beinahe zu verspotten schien: »Ich bin aufgrund schwerer Sünden auf Irrwegen gewandelt. Doch ER war immer bei mir. Er kümmert sich um die schwarzen Schafe.«

Die Oberin zischte und ballte die rechte Faust nach oben: »Musst du immer in Hieroglyphen sprechen?«

Sie schloss die Augen. Das Evangelium von Matthäus kam ihr in den Sinn: »Wenn jemand hundert Schafe hat und eines von ihnen sich verirrt, lässt er dann nicht die neunundneunzig auf den Bergen zurück und sucht das eine? Und wenn er es findet ...« »Immer dieses eine Schaf«, flüsterte sie, in ihrer Stimme ein Hauch von Bitterkeit. »Die anderen rackern sich ab, und was wird belohnt?«

Vorsichtig ging sie aus dem Raum, zurück in den Tunnel, weiter nach oben. Bei jedem Schritt nahm eine Idee in ihrem Kopf Gestalt an. Langsam, dann immer schneller werdend, kehrte sie in den Keller zurück, stieg die Stufen hinauf, ließ die Dunkelheit hinter sich.

Zurück im Arbeitszimmer setzte sie sich an Schreibtisch. Die Spinnweben auf ihrer Kleidung und der Staub auf den Händen störten sie nicht. Mit einem leisen Gebet bekreuzigte sie sich: »Danke, dass du mir den Weg gezeigt hast.« Entschlossen tippte sie in den Computer:

Wir gründen eine Selbsthilfegruppe für Täter und Täterinnen.

»Die verlorenen Schafe müssen zurückgebracht werden«, sprach sie zu sich. »Pfarrer Quirin, der Hüter der Gemeinde, wird mir helfen – der ist so leichtgläubig. Er wird begeistert sein.« Ein Lächeln umspielte die Lippen. Sie

nickte dem Vollmond zu, der durch das Fenster schien. Dann schrieb sie weiter.

Die Hoffnung, das Kloster zu retten, keimte in ihr auf. Vielleicht war sie selbst ein verlorenes Schaf, das jetzt seinen Weg gefunden hatte?

Das Blut von Sizilien

Edith Anna Polkehn

»Mamma mia, so arme alte Olivebäume, müsse so leiden«, seufzte Salvatore, während seine Finger liebevoll über die eingerollten Blätter der Kübelpflanzen strichen. »Schwester habe Bäume nicht gegosse. Olive nicht sind empfindliche, aber wolle schon habe Licht und Wasser.«

»Dann versuchen Sie es mit dem Garten!«, sagte Mutter Fabiola, die im Kloster Gnadenstein das Sagen hatte. Er hatte es kaum gewagt, sich als Gärtner vorzustellen. Doch jetzt hatte er die Chance, an diesem idyllischen Ort bleiben und arbeiten zu können.

»Sie können sofort anfangen, der Garten ist ein einziges Chaos. Drei Probemonate! Wenn Sie es schaffen, hier etwas zu bewegen, bekommen Sie eine Festanstellung. Aber erst einmal gibt es nur ein Zimmer im Gartenschuppen, Verpflegung und ein kleines Praktikumsentgelt.«

So begann es, Salvatores Leben in Bayern. Die Probezeit überstand er mit Bravour und die Olivenbäume erholten sich unter seinen Händen. Seit er denken konnte, hatte er mit dem Vater die Olivenbäume zu Hause in Italien gehegt, gepflegt und abgeerntet. Mit allem Grünen kannte er sich aus.

Auch im Umgang mit dem anderen Geschlecht war Salvatore ein Naturtalent. Bezüglich Frauen war er mindestens ebenso erfahren wie mit Pflanzen, denn der schöne Sizilianer zog sie an wie ein Magnet. Seit er aber mit Violetta zusammen war, fühlte sich sein Leben rund und vollkommen an. Bei ihr war es mehr, das waren ganze Schwärme von Schmetterlingen im Bauch, wenn er mit ihr zusammen war, und tiefes Leid, wenn sie nicht da war. Kurzum: Es war vero amore, wahre Liebe. Ihretwegen hatte er die väterliche Landwirtschaft und seine einträglichen, aber krummen Geschäfte in der Heimat sausen lassen und war der Geliebten nach Deutschland gefolgt.

Violetta arbeitete seit einem Jahr mit den Eltern in der »Bayerischen Pizzeria« ihres Onkels Michele. Michele liebte Salvatore wie einen Sohn und schenkte ihm als Willkommensgeschenk in Bayern seine zu klein gewordene Lederhose. Nahe Palermo hatte Violettas Familie ein eigenes Restaurant

betrieben. Doch als sie die Schutzgelder nicht mehr zahlen wollte und konnte, flog die Trattoria eines Tages in die Luft, und die Familie war ohne Existenz und ohne Wohnung.

Wie gut, dass Salvatore in der Cosa Nostra integriert war. Nur deswegen hatte er Violetta und ihre Eltern durch eine Warnung vor dem sicheren Tod retten können. Violetta betete ihn seither an, und er war wie Wachs in ihren Händen. Liebe eben, amore!

»Che bello, mio bavarese!«, sagte Violetta jedes Mal und ließ ihren Blick von den strammen, dunkel behaarten Waden über den bestickten Hosenlatz, die Träger, das weiße Hemd, die vorwitzig herauslugenden Brusthaare und über Salvatores Gesicht gleiten. Der blank rasierte Schädel im Kontrast zu seiner Körperbehaarung stand ihm gut und seine dunklen Augen blitzten, wenn Violetta ihn so musterte. Der gepflegte Bart gefiel Violetta zwar, doch er kratzte. Trotzdem küsste sie ihn am Ende jeder Musterung, dass ihm die Knie weich wurden.

Salvatore hätte vor Glück heulen können, so schön war es mit seiner Traumfrau. Es belastete ihn aber sehr, dass er vor ihr ein schweres und dunkles Geheimnis verbarg, das er unmöglich mit ihr teilen konnte.

Zu Hause in Trivisia war er nicht nur Olivenbauer gewesen, wie er Violetta erzählte. Nein, Don Rinella, der Boss der sizilianischen Mafia, hatte ihn schon als Zwölfjährigen angeheuert, zuerst für Botendienste, zum Schmiere stehen und für kleine Diebstähle. Später kamen dann Drogenschmuggel und andere Jobs dazu. Geschickt und klug, wie er war, stieg er bald auf. Mehr und mehr schloss er sich dem Don an, und seit vielen Jahren beseitigte er für ihn die Feinde – schnell, diskret und zuverlässig. Und das Beste: Er arbeitete gewissenlos und ohne Gefühl. Don Rinella hatte ihn nur ungern ziehen lassen, doch ihm bot sich auch eine neue Perspektive durch Salvatores Wechsel auf die andere Seite der Alpen. Vielleicht konnte er manches Geschäft nach Bayern ausweiten? Salvatore sollte die Augen offen halten. Ein Freund in der Ferne zählte oft mehr als einer an der Seite. Außerdem war Don Rinellas Enkel Flavio inzwischen so weit, den Killerjob zu übernehmen – kein Problem also, auf Salvatore zu verzichten.

Violetta ahnte von Salvatores dunkler Vergangenheit nichts. Sie liebte ihn blind und vertrauensvoll. Sie liebte seinen Körper, seinen wachen Verstand,

sein stürmisches Temperament, sein weiches Herz und vor allem seine Tränenströme, wenn sie zusammen einen Liebesfilm im Kino sahen.

Mit großem Einsatz bearbeitete Salvatore den verwilderten Garten im rückwärtigen Teil der Klosteranlage. Im vorderen Bereich rund um den steinernen Springbrunnen hatte er schon gründlich Ordnung geschaffen, einige Sträucher gepflanzt und den Rasen neu angesät. Auf der Rückseite des Klosters aber war seit Jahrzehnten nichts geschehen, und das Unkraut wucherte meterhoch. Salvatore empfand einen seltsamen Frieden, wenn er die fast mannshohen Springkrautpflanzen herauszog, die Wurzeln der wenigen noch vorhandenen Buchsbäume belüftete oder den trockenen Boden umstach, düngte und harkte. Hier war er ein anderer Mensch. Hier wusste keiner von seiner Vergangenheit. Oder doch?

Manchmal besuchte ihn Pater Quirin, der im Kloster für alle ein wichtiger Ansprechpartner war, und verwickelte ihn in ein kurzes, freundliches Gespräch. Der Pater leitete verschiedene Selbsthilfegruppen für Menschen, die im Leben Probleme hatten. Als Quirin jedoch heute vorbeikam, sah der Pater ihn so seltsam an. Sein Blick ruhte lange und schwer auf ihm. Ahnte er etwas?

»Hallo, Salvatore, wie schön, dass ich dich treffe«, begann Quirin. »Für Mittwochabend haben sich wieder neue Teilnehmer in meiner speziellen Selbsthilfegruppe angemeldet, du weißt schon, im Gruppenraum neben der Bibliothek. Stell doch bitte ein paar Rosen in einer Vase aufs Fensterbrett, dann sieht es gleich freundlicher aus. Und, Salvatore, vielleicht könntest du dieses Mal an dem Gruppentreffen teilnehmen? Es macht das Kennenlernen untereinander leichter, wenn jemand mit gutem Beispiel vorangeht und den Redefluss in Gang bringt.«

Salvatore hatte noch nie an einem dieser Treffen teilgenommen. Interessant, da wollte er schon noch mehr erfahren. »Was für eine Gruppe ist das? Leute mit Problemen? Oder eine Gruppe von alten Hexen, die mit Besen um das Feuer tanzen?«, fragte er grinsend.

Pater Quirin beugte sich vor, und seine Lippen streiften fast Salvatores Ohr: »Es sind Menschen, die von ihrer Vergangenheit wegkommen wollen. Es sind Menschen, die schwere Schuld auf sich geladen haben, Verbrecher.

Menschen, die ihr Leben ändern und auf den Pfad der Tugend zurückkehren wollen.«

Salvatore zuckte zurück. Hatte ihn der Padre durchschaut, sollte er also deswegen teilnehmen? Oder war es nur Zufall? Natürlich, so konnte es doch auch sein.

»Ich ... ich ...«, stammelte Salvatore, doch Quirin legte freundschaftlich die Hand auf seine Schulter und ließ sie ein wenig länger als sonst liegen.

»Salvatore«, sagte er milde, »erzähle ihnen, du wärst bei der Mafia ein Killer gewesen oder irgendeine andere schlimme Geschichte. Dann gehen sie aus sich heraus und erzählen von sich.«

Perfetto, dachte Salvatore. Besser konnte es ja nicht kommen, Verbindungen zur hiesigen Unterwelt zu knüpfen, denn außer Umberto kannte er hier in Bayern noch keinen. Laut aber sagte er: »Si, si, wenn du meinst. Ich werde ihnen ganz schlimme Sachen erzählen.«

Die Gruppenteilnehmer trafen sich vor dem Café. Auf den ersten Blick machten sie einen fast soliden Eindruck, doch die letzte Angstzigarette, die sich irgendein Typ vor der Sitzung in die Lungen zog, roch verdächtig nach Haschisch.

Es herrschte betretenes Schweigen, als Pater Quirin die Teilnehmer begrüßte.

»Guten Abend! Willkommen in unserer Selbsthilfegruppe für Menschen, die gestrauchelt sind und lernen wollen, mit ihrer Schuld zu leben. Jeder von euch möge dem anderen ein Freund sein. Wir wollen keine Geheimnisse voreinander haben. Alles, was hier besprochen wird, bleibt innerhalb dieser Klostermauern. Nichts geht nach außen. Das ist unser Gruppencodex. Wer sich nicht daran halten will oder kann, möge die Gruppe bitte jetzt bereits verlassen.«

Ein Raunen ging durch den Raum, aber alle blieben sitzen und schauten gespannt auf Pater Quirin. Nein, jeder wollte dabei sein.

»Das kleine Einhorn, das ich hier habe, wird euch das Sprechen erleichtern. Wer es in den Händen hat, ist an der Reihe. Erzählt zum Kennenlernen eure Geschichte. Wenn es euch schwerfällt, euch den anderen zu offenbaren, dann erzählt sie eben dem Stofftier«, fuhr Pater Quirin fort. Alle nickten und schienen verstanden zu haben. Doch als Erster an die Reihe